



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der zweite deutsche Historikertag. In den letzten Tagen der Osterwoche, vom 29. bis zum 31. März, versammelten sich zum zweitenmale die Vertreter der deutschen Geschichtswissenschaft, und zwar in Leipzig. Die zentrale Lage der Stadt war wohl der Hauptgrund, daß der Besuch die Zahl der zu Ostern v. J. in München versammelten Historiker etwa um das Dreifache überstieg, denn die Liste wies schließlich 377 Namen auf, und alle Gebiete deutscher Zunge, erfreulicherweise auch die slawischen Lande, waren vertreten. Aber zugleich konnte man aus dieser regen Beteiligung sehen, daß diese jüngste der großen Wanderversammlungen, die dem wissenschaftlichen Leben Deutschlands seit mehr als fünfzig Jahren so eigentümlich sind und sich vor allem daraus erklären, daß wir ein geistiges Zentrum, wie es Paris für die Franzosen bildet, nicht haben, einem lebhaft empfundenen Bedürfnis entspricht. Ebenso mannichfaltig erschien die Zusammensetzung nach den besondern Berufskreisen. Universitätsprofessoren und Archivbeamte standen neben den Schulmännern, die wohl die gute Hälfte der Versammlung bildeten, obwohl sie im eigentlichen Vorstand keinen Platz fanden, und auch die Festschrift der Leipziger Historiker nur Namen aus dem Kreise der Universität aufwies. Nicht minder waren alle Richtungen der Geschichtswissenschaft, die Litteratur- und die Kirchengeschichte mit eingeschlossen, vertreten. An äußerem Glanze konnte sich freilich der Historikertag mit der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien, von der im letzten Jahrgange dieser Blätter berichtet wurde, nicht messen, und er hätte auch keinen Anspruch darauf gemacht. Doch hieß die Stadt Leipzig die Historiker in der Eröffnungssitzung mit warmen Worten willkommen, und als Vertreter der königlich sächsischen Staatsregierung wohnte dieser Sitzung der Kultusminister von Seydewitz bei. Zudem aber von festlichen Veranstaltung, wie sie in Wien in so großartiger Weise geboten wurden, abgesehen worden war, gestaltete sich der Verkehr um so zwangloser und fand zugleich bei der geringern Zahl der Teilnehmer und den verhältnismäßig kleinern Entfernungen der Stadt, die überdies an sogenannten „Sehenswürdigkeiten“ wenig bietet, immer wieder seinen Mittelpunkt, sodaß sich persönliche Beziehungen leicht anknüpfen oder erneuern ließen. Und solche bleiben doch eins der wichtigsten Ergebnisse von Zusammenkünften dieser Art. Auch war dabei von Absonderung nach „Fächern“ nichts zu spüren, das Bewußtsein der Gemeinsamkeit überwog.

Eine Folge davon war — und das war der erste charakteristische Zug der Beratungen —, daß die Leipziger Versammlung die schon in München erörterte Frage nach der Gestaltung des geschichtlichen Unterrichts auf den Gymnasien wieder aufnahm. Sie befandete damit, daß diese Frage für die Historiker aller Berufsarten von Interesse sei, daß es sich nicht nur um eine Schulangelegenheit handle, daß also auch die Universitätslehrer ihr nicht gleichgiltig gegenüber stehen dürfen. Nicht minder bezeichnend waren die Anschauungen, die sich nach den Referaten dreier Berichterstatter aus den verschiedensten Teilen Deutschlands und Oesterreichs (Säger aus Köln, Hannak aus Wien, Raemmel aus Leipzig) in der ausgedehnten und lebhaften Debatte und endlich in den fast einstimmig angenommenen Thesen als die herrschenden herausstellten. Allgemein sprach man sich dafür aus, daß die Geschichte des Altertums, genauer genommen der Griechen und Römer,

einen unentbehrlichen Bestandteil des planmäßigen Geschichtsunterrichts der Gymnasien bilde, daß man aber darauf verzichten müsse, die Geschichte der altorientalischen Kulturvölker in irgend welcher größeren Ausdehnung zu behandeln, sie vielmehr nur episodisch, soweit sie zum Verständnis der griechischen Geschichte unentbehrlich sei, zur Geltung kommen lassen dürfe. Andererseits aber war die Versammlung auch der Meinung, daß auf der obersten Stufe des Gymnasialunterrichts die alte Geschichte als besondrer Lehrgegenstand hinter der neuern zurückzutreten habe, und daß ihre vertiefende Behandlung im wesentlichen der lateinischen und griechischen Lektüre zu überlassen sei, die überhaupt als eine elementare Quellenlektüre — und zwar als die für Gymnasien einzig mögliche — erscheine und somit besonders geeignet sei, den wissenschaftlichen Sinn reiferer Schüler zu wecken. Von diesem Standpunkt aus nahm die Versammlung mit großer Mehrheit auch eine These Jägers an, die sich ziemlich scharf gegen die Verkürzung dieses Unterrichts in der preussischen Prüfungsordnung von 1892 wandte. Es zeigte sich also, daß die Historiker einerseits die Überzeugung von der grundlegenden Bedeutung der antiken klassischen Bildung festhielten, andererseits aber auch die Verpflichtung der höhern Schule anerkannten, in die neuere und neueste Geschichte (nämlich bis 1871, nicht bis 1888) einzuführen und diese Aufgabe nicht den Universitäten zu überlassen. Diese Forderung wurde nicht nur mit dem unseugbar dafür vorhandenen Interesse reiferer Schüler begründet, sondern auch mit dem Hinweis darauf, daß es die immer weiter fortschreitende Spezialisierung der Wissenschaften in dem Betriebe der Hochschulen der ungeheuern Mehrzahl der Studenten (man sprach von neunzig Prozent) einfach unmöglich mache, andre als Fachkollegien zu hören, daß aber auch die historischen Vorlesungen selbst überwiegend den Charakter des Fachmäßigen angenommen hätten, woraus sich von selbst für die Vorbereitungsanstalt, also für die höhere Schule, die Verpflichtung ergebe, in diese Lücke einzutreten, damit ihre Schüler wenigstens einen Überblick und ein genügendes Interesse für die neuere und neueste Geschichte mit hinwegnehmen. Dieser Begründung wurde von keiner Seite widersprochen, sie fand vielmehr gelegentlich unumwundene Anerkennung. Der schon in München fast zu schroff abgelehnte Gedanke, den historischen Unterricht gewissermaßen für unmittelbar praktische Zwecke zu verwerten, hatte auch in Leipzig kein Glück; mehr als einmal wurde bestimmt ausgesprochen, die Schule habe zwar die Aufgabe, einen kräftigen Patriotismus zu pflegen, aber sie dürfe sich nicht in den Dienst irgend einer bestimmten politischen Anschauung stellen. Der Geist der Unabhängigkeit, der sich darin äußerte, kam auch sonst sehr entschieden zum Ausdruck. Mehr als einmal wurde betont, die Versammlung sei nicht dazu da, aus Gründen der „Opportunität“ Grundsätze zu billigen, weil sie in irgend welchen Regulativen stünden, sondern das zu vertreten und auszusprechen, was sie für wahr halte, gleichviel, ob es angenehm berühre oder nicht.

Wenn somit der zweite Historikertag hierin zeigte, daß er der Bewegung der Zeit zu folgen verstehe, so trat die tiefe Umwandlung der Geschichtswissenschaft in den letzten drei Jahrzehnten in den eigentlich fachmäßigen Vorträgen und Beratungen nicht weniger hervor. Es ist ein besonderes Verdienst der Leipziger Geschäftsleitung (Lamprecht, Arndt, Baldamus), hier die entscheidenden Anregungen gegeben zu haben. Als Geschichte galt früher die Erzählung von den Kämpfen der Staaten gegen einander und in ihrem Innern. Alles andre, selbst die Verfassungsgeschichte, von andern Dingen ganz abgesehen, galt als Beiwerk, als sogenannte Kulturgeschichte, um die sich der eigentliche, d. h. der politische Historiker, nicht näher zu kümmern habe. Ein großes Muster dieser Art von Geschichtsschreibung bildet u. a. die Ge-

schichte der deutschen Kaiserzeit von Giesebrecht, an sich gewiß ein höchst bedeutendes Buch, aber doch ein Werk, aus dem man zwar mit aller nur möglichen Genauigkeit und Ausführlichkeit erfährt, was unsre Kaiser und Fürsten gethan haben, die Grundlagen jedoch, auf denen sie alle gestanden und gewirkt haben, nur wie in undeutlichem Dämmerlichte sieht. Daher war das Werk in seiner Auffassung bereits überholt, ohne daß es vollendet war, und in dem Sinne, der es beherrscht, kann es überhaupt kein heutiger Historiker weiter führen. Heutzutage fordert man eine ausführliche Würdigung nicht nur der sogenannten politischen Geschichte, sondern auch der Entwicklung von Verfassung, Wirtschaft und sozialer Gliederung, von Religion, Kunst, Litteratur und Wissenschaft; wir wollen nicht nur die „Haupt- und Staatsaktionen,“ diplomatische Verhandlungen und Schlachten sehen, wir wollen nicht nur mit einer kleinen Anzahl von „gebildeten und fatten Leuten“ verkehren, die auf dem glatten Parkett der Salons um Genuß und Herrschaft getritten haben, sondern wir wollen auch die Struktur des sozialen Körpers und die Veränderungen der Gedanken- und Gefühlswelt verfolgen können, wir wollen wissen, wie es in dem Blockhause des Bauern, in der Werkstätte des Handwerkers, im Kontor des Kaufmanns ausgesehen hat, und wir scheuen uns nicht davor, der Verzweigung und Leidenschaft gedrückter oder empörter Volksmassen ins Auge zu sehen. Denn wir streben als Historiker die ganze Wahrheit zu erkennen, die nur der Künstler verkünden darf und verkünden muß. Das sind neue, unermessliche Aufgaben, die sich dem modernen Historiker bieten. Aber wer sich heute nicht an sie wagen will oder kann, der lasse die Hand von der Geschichtschreibung. Wer diese Ziele verfolgt, der wird vielleicht zuweilen auch einseitig werden und die äußere politische Geschichte, die doch auch eine und zwar eine hochwichtige Äußerung des Volkslebens darstellt, unterschätzen; doch ist das kein besonderes Unglück. Diese Verinnerlichung der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung entspricht genau der Verinnerlichung unsers ganzen öffentlichen Lebens. Die Zeit der Staatenbildung und der Verfassungskämpfe ist zunächst vorbei, für Verfassungsfragen begeistert sich heute niemand mehr; an ihre Stelle ist die Frage nach der Umgestaltung des sozialen Körpers getreten. Und dieser Bewegung folgte verständnisvoll der Historikertag. Wäre er vor etwa dreißig Jahren abgehalten worden, so wären das wichtigste Vorträge über Ereignisse aus der äußern Geschichte, über politische und militärische Thatfachen und Debatten über die Herausgabe mittelalterlich erzählender Geschichtsquellen gewesen. Beide fehlten in Leipzig vollständig. Statt dessen bot Gustav Schmoller aus Berlin, der einstige vielbekämpfte Führer der sogenannten „Kathedersozialisten“ und der Begründer der Geschichte der modernen preussischen Verwaltung, die er stets in die engste Beziehung zur Geschichte der Wirtschaft und des sittlichen Lebens zu setzen weiß, in einem formvollendeten Vortrage ein meisterhaft gezeichnetes Bild von der Entwicklung des deutschen, besonders des brandenburgisch-preussischen Beamtenstaats in scharfen knappen Zügen. Auf ein andres Gebiet der Kulturgeschichte führte W. von Seyditz aus Dresden in seiner Darstellung der spätgotischen Kunst innerhalb Sachsens als Vorbereitung zu dem beabsichtigten Ausflug nach den Kleinoden dieser Bauweise, dem Dom und der Albrechtsburg in Meißen. Und dabei trat wieder ein anderer Zug der modernen historischen Arbeit hervor, die Richtung auf das Örtliche und Landschaftliche, auf das was, den einzelnen unmittelbar umgiebt, eine weitere Äußerung des gesunden Wirklichkeitssinnes.

Die Arbeit der frühern Zeit pflegte sich der Hauptsache nach auf das Ganze und Große des Staatslebens zu richten; die Pflege der Orts- und Provinzial-

geschichte blieb im wesentlichen kleinen Vereinen und daher nur zu oft unwissenschaftlichem Dilettantismus überlassen. Jetzt ist die gelehrte Geschichtsforschung nicht mehr zu vornehm dazu, sich zu diesen Dingen herabzulassen, sie hat vielmehr längst begonnen, die Arbeit zu organisieren und auch solche Kräfte, die nicht streng wissenschaftlich geschult sind, zweckentsprechend und nutzbar zu verwenden und damit das geschichtliche Interesse in allen gebildeten Kreisen anzuregen. So nahmen denn auch auf diesem Historikertage die Berichte über die landesgeschichtliche Thätigkeit einen breiten Raum ein. Zwiedineck-Südenhorst sprach über die Steiermark, von Beech über Baden, Hansen über Köln und die Rheinlande, Prutz über Ostpreußen, Markgraf über Schlesien. Und da nun wieder die moderne Forschung auf die möglichste örtliche Bestimmtheit dringt und überall über die erzählende Überlieferung hinaus auf die ursprünglichen Quellen, die Akten und Urkunden, die unmittelbaren Zeugen der einstigen Gegenwart, die freilich der Ergänzung durch Darstellungen nicht entbehren können, zurückgeht, so war es nur ganz in der Ordnung, daß Stieve aus München die Grundsätze bei der Veröffentlichung moderner Aktenstücke bis ins einzelste hinein erörterte, um eine möglichste Gleichmäßigkeit des Verfahrens zu erzielen, und daß Sieglin aus Leipzig, der Bearbeiter des großen historischen Atlas von Spruner und Mendke, über die wissenschaftlichen Grundlagen zu diesem wichtigen Unternehmen sprach, die nur von der organisierten Arbeit einer ganzen Menge von Einzelforschern mit der Zuverlässigkeit und Sicherheit beschafft werden können, wie sie die heutige Auffassung verlangt.

Auch diese Organisation zahlreicher Arbeitskräfte ist etwas höchst modernes. Denn je tiefer diese Wissenschaft gräbt, je weiter sie zugleich die Kreise ihrer Aufgaben zieht, desto mehr muß sie gleichzeitig die Arbeit teilen und dann wieder zusammenfassen. Dazu bedarf sie auch der Historikertage, die den einzelnen immer wieder von Zeit zu Zeit aus seiner besondern „fachlichen“ Thätigkeit herausheben und zu dem Bewußtsein bringen, daß er einem großen Ganzen angehört, und daß die Einzelforschung nur das Mittel, aber nicht das Ziel seiner Wissenschaft ist. Dies Bewußtsein der Gemeinsamkeit wurzelt aber nicht nur in der gemeinsamen Arbeit, sondern auch in der gemeinsamen nationalen Gesinnung. Von den konfessionellen Gegensätzen, die Deutschland zerklüfteten, war hier natürlich nicht das mindeste zu bemerken, ebensowenig erschienen die Deutsch-Österreicher etwa als Gäste auf fremdem Boden, sie waren vielmehr Landgenossen auf heimischem Boden. Bezeichnend für das Erwachen des Bewußtseins der Gemeinschaft war auch die Anwesenheit zweier Mitglieder aus Gent und Antwerpen. Bei Tafel klang wieder das alte, halbvergeffene Lied von E. M. Arndt, das die meisten seit vielen Jahren nicht mehr gehört hatten: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Und nicht allzu oft wird es bei einer solchen Vereinigung vorgekommen sein, daß bei fröhlichem Zusammensein am Abend ein Steiermärker herzlich und kunstgerecht jodelte und ein Belgier vlämische Volkslieder vortrug. So ging ein gewisser pangermanischer Zug durch die ganze Stimmung, das Bewußtsein, daß die große deutsche Volksgemeinschaft weit über die Grenzen des deutschen Reichs hinausreicht, und daß diese nationale Gemeinschaft unzertrennlich ist, so fern diese Gesinnung auch davon sein mag, die historisch gewordene politische Gestaltung der Gegenwart antasten und unerfüllbaren Phantasiengebilden nachjagen zu wollen. Die wissenschaftlichen Wanderversammlungen in Deutschland sind längst nicht mehr „formlose Parlamente,“ wie in den vierziger Jahren, aber auch jetzt noch hat die Art, wie sich in ihnen die Zeit spiegelt, Anspruch auf volle Beachtung.